



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Der Roman**

**Keiter, Heinrich  
Kellen, Tony**

**Essen, Ruhr, 1912**

2. Die Krankheiten im Roman.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33498**

schaurigen Reiz, wenn der Donner nach und nach in der Ferne verhallt.

Eine Bestätigung dieser Regel findet sich in vielen guten Romanen. Nach einer sogenannten effektvollen Szene folgt ein Ruhepunkt. So schließt das erste Buch in „Wilhelm Meister“ mit jener bedeutungsvollen Szene, die Wilhelm über Marianens scheinbare Untreue aufklärt. Der Dichter fühlt: alles, was ich noch sagen kann, klingt schwach nach einem solchen Erlebnis. Ebenso hält der Dichter inne, als die Gräfin Wilhelm umarmt. Spielhagen bringt in seinem Roman „Die von Hohenstein“ ein Kapitel zum Abschluß, wo Münzer seine Kinder aus den Fluten des Stromes rettet und seiner Gattin Klärchen ein so schreckliches Licht aufgeht. Ähnlich macht es der Dramatiker, besonders der Lustspieldichter. Unter dem schallenden Gelächter des Publikums fällt der Vorhang.

Die erwähnte Regel muß natürlich nicht unter allen Umständen angewandt werden. Man soll vielmehr in jedem einzelnen Falle unterscheiden, welches Verfahren richtig, den Verhältnissen angemessen ist.

Man mißbrauche nämlich die *Romanspannung* nicht. Da, wo die Beschaffenheit der Handlung einen Ruhepunkt erwarten läßt, breche man ab, nicht aber willkürlich, lediglich einer wohlfeilen Spannung halber. Das Abbrechen ist nur dort am Platze, wo die Handlung einen wirklichen Ruhepunkt erwarten läßt. Alexander Dumas und die Verfasser der romantischen Romane, namentlich der vielen Feuilletonromane der französischen Soublätter, brechen häufig mitten in einer Handlung ab und führen ihre Leser nach einem anderen Schauplatz, lediglich um die Spannung der Leser zu erhöhen. Eine solche Spannung hat jedenfalls nicht bloß keinen Kunstwert, sondern stempelt auch den Roman zu einem minderwertigen Werke.

## 2. Die Krankheiten im Roman.

Was die *Krankheiten* betrifft, so kommen sie in den Romanen naturgemäß ziemlich häufig vor. Die Schilderung derselben steht aber sehr oft mit der Wirklichkeit in schroffem Widerspruch. Die Krankheiten werden nämlich



oft genug dargestellt nicht wie sie sind, sondern wie die Phantasie des Dichters sie braucht. Einige der sonderbarsten Blüten auf diesem Gebiete, die eine weite Verbreitung gefunden haben, hat Dr. med. Clemens Niemann in einer besonderen Studie<sup>1)</sup> zusammengestellt, die hier wiedergegeben zu werden verdient.

Trotzdem wir längst im Zeitalter der Naturwissenschaften leben, hat sich von einem Roman in den anderen die Anschauung fortgepflanzt, daß das „Nervenfieber“, wie der von der Wissenschaft seit Jahrzehnten als Infektionskrankheit erkannte Typhus gewöhnlich genannt wird, durch Übererregung des Nervensystems herbeigeführt wird. Es ist geradezu die Lieblingskrankheit der Romanschriftsteller geworden, er stellt sich wie ein Deus ex machina stets dann ein, wenn die seelische Aufregung des Helden oder der Heldin den höchsten Grad erreicht hat. Es beginnt so gut wie immer mit einer „Ohnmacht“, die bei einzelnen mit einem „wildem Schrei“ eingeleitet wird, während die Medizin solch plötzlichen Anfang bei dieser Krankheit gar nicht kennt, sondern als Regel einen recht langsamen, sich über Tage hinziehenden Beginn mit stufenweisem Ansteigen der Temperatur verzeichnet. Erst aus der charakteristischen Temperaturkurve und anderen Symptomen, in der Regel erst nach vieltägiger Beobachtung, vermag der Arzt die Diagnose zu stellen. Ganz andere Fähigkeiten besitzt aber der Roman-Arzt; er kommt zu dem ohnmächtigen Kranken, fühlt den Puls, zieht die Stirne in bedenkliche Falten und verkündet mit beneidenswerter Sicherheit der erschrockenen Umgebung: „Es ist ein hitziges Nervenfieber im Anzuge.“ Gewöhnlich übernimmt dann sofort die Heldin die Pflege. Während sie mit liebender Hand dem Kranken das Kissen glättet — es ist das so ziemlich die einzige Tätigkeit, die krankenpflegende Damen in Romanen auszuüben pflegen — hört sie, wie der Geliebte in seinen Fieberphantasien ihren Namen vor sich hin murmelt, worauf sie dann gleich seine Liebe und die Grundlosigkeit ihrer eifersüchtigen Befürchtungen bequem erkennen kann. In auf-

---

<sup>1)</sup> Medizinisches in Romanen. Literarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1907, Nr. 8. S. 53—55.



fallendem Gegensatz zu der Tatsache, daß das Nervenfieber sich fast immer über eine Reihe von Wochen erstreckt und langsam abzufallen pflegt, endet es in Romanen stets plötzlich mit einer „Krisis“. Der Dichter läßt meistens die Raserei der Kranken und die Verzweiflung der Angehörigen den höchsten Grad erreichen, dann, mit Vorliebe am siebten oder neunten Tage, bricht plötzlich ein „wohlthätiger Schweiß“ aus, der Kranke schlägt die Augen auf, blickt wild um sich, erkennt die Geliebte, lächelt selig und verfällt dann in einen tiefen ruhigen Schlaf. „Er ist gerettet“, wie der noch kurz vorher bedenklich die Achseln zuckende Arzt den erstaunten Angehörigen erklärt. Ein so plötzlicher Umschwung der Krankheit, der wohl bei der Lungenentzündung, aber so gut wie nie beim Nervenfieber beobachtet wird, gehört nun einmal in Romanen gerade bei der Schilderung der letztgenannten Krankheit zu den unentbehrlichen Effekten und ist so sehr in die Vorstellung des romanlesenden Publikums übergegangen, daß im Leben an den Arzt, welcher die Diagnose „Nervenfieber“ stellt, häufig sofort, besonders von den weiblichen Angehörigen, die Frage gerichtet wird: „Wann ist denn die Krisis zu erwarten?“ Und wenn der unwirsch knurrt: „Krisis, die gibt's bei dieser Krankheit gar nicht,“ dann begegnet er Blicken, in denen deutlich der Zweifel zu lesen ist, ob er auch wohl „auf der Höhe der Wissenschaft“ stehe.

Das Nervenfieber der Romane ist dank dieser „Krisis“ nicht so lebensgefährlich wie das des Lebens, denn es kommen beinahe alle Patienten durch. In ganz tragischen Fällen kann es allerdings vorkommen, daß nur die Gesundheit des Leibes zurückkehrt, der Geist des Helden aber leider dauernd „unmachtet“ bleibt. Es ist dies ein Ausgang, den die Wissenschaft nicht kennt, aber die Bezeichnung *Nervenfieber* hat es den Romanciers und namentlich dem weiblichen Teil derselben nun einmal angetan, so daß es ihnen nicht mehr als recht und billig erscheint, daß es zuweilen zu völliger „Zerrüttung des Nervensystems“ kommen muß, und von da bis zur „geistigen Unmachtung“ ist ja nur ein kleiner Sprung.

In anderen Fällen läßt man den Kranken zwar körperlich und geistig genesen, aber alle Jahre um dieselbe Zeit, be-



sonders wenn der Todestag der Geliebten wiederkehrt, rast er eine ganze Woche lang im Fieberwahn, ist hinterher wie gebrochen und hat alle Erinnerung an diese Zeit der erneuten Krankheit verloren. Diese Form des „chronisch rezidivierenden Nervenfiebers“, wie man sie nennen könnte, kommt glücklicherweise nur in Romanen vor.

Eine andere Krankheit, die unter den Romanhelden grassiert, ist die *Gehirnentzündung*, die ebenfalls angeblich durch geistige Überarbeitung oder im Übermaß seelischer Aufregung hervorgerufen wird, während die medizinische Wissenschaft auch bei dieser Krankheit längst die Entstehung durch Infektion verschiedener Art nachgewiesen hat. Ihrem harmloseren Ursprunge entsprechend ist die Gehirnentzündung der Romane auch weniger lebensgefährlich, denn während in der Wirklichkeit die nicht epidemische Gehirnentzündung fast mit Sicherheit zum Tode führt, so daß, wenn einmal ein als Gehirnentzündung ausgesprochener Fall nicht tödlich endet, meistens an der Richtigkeit der Diagnose gezweifelt wird, kommt in den Romanen die Mehrzahl der Fälle zur Genesung, und zwar endet auch hier die Sache mit der unentbehrlichen „Krisis“.

Ebenso merkwürdig wie die Auffassung der meisten Romanschriftsteller über die Entstehung und den Verlauf der gewöhnlichsten Krankheiten sind auch ihre Ansichten von der *Behandlung* derselben. Eis, Wein und gewisse mysteriöse Arzneimitteln, das sind die Hauptfaktoren, mit denen sie ihre Helden und Heldinnen zur Genesung führen. Während die medizinische Wissenschaft in dem Eisbeutel lediglich ein schmerzstillendes Mittel sieht und seiner entzündungswidrigen Wirkung sehr skeptisch gegenüber steht, wirken Eis und Eisumschläge in Romanen wahre Wunder. Nicht bloß lokale Entzündungen, nein, das ganze Fieber geht zurück. Die Anwendung von Eis bei Fieber erscheint so selbstverständlich, wie die der Brandspritze bei Feuersbrunst. Kurzum, ohne Eis kann eine irgendwie bedenkliche Krankheit in Romanen kaum behandelt werden. Wenn es am Orte der Handlung nicht vorhanden ist, so wird es durch Eilboten, Eilwagen oder gar nächtliche Reiter herbeigeschafft, und es bietet sich hier namentlich den Helden ein geeignetes Feld,



sich tatkräftig an der „Rettung“ der Geliebten zu beteiligen. Werden Autoritäten an das Krankenbett berufen, so verordnen sie stets Eis, während warme Umschläge nur von einem „zurückgebliebenen Landarzte“ empfohlen werden. Wenn die Autoren solcher Romane einmal einen Gang durch unsere modernen Kliniken machen würden, so würden sie mit Staunen bemerken, wie Blinddarmentzündungen von denselben Ärzten bald mit kalten, bald mit warmen Umschlägen behandelt werden, oft sogar bei demselben Kranken nach dessen subjektivem Befinden.

Auch das Ansehen des *Aikohols* als Heilmittel, das in der wissenschaftlichen Welt so sehr gesunken ist, besteht in den Romanen in ungeschwächtem Maße fort, namentlich der „kräftigende“ Wein spielt seit altersher eine große Rolle. Wo nur irgendwo ein Wohltäter in der Hütte der Armen am Krankenbett erscheint, bringt er Wein mit, welcher geradezu als Universalheilmittel bei allen Schwächezuständen gilt. In einer kleinen rührenden Novelle, die ich jüngst las, sieht eine arme Näherin ihr einziges Kind langsam an Auszehrung dahinsiechen. Der hinzugezogene Arzt murmelt traurig: „Ja, wenn das Kind kräftigenden Wein, besonders Tokai, erhalten könnte, ja, dann würde sich die Sache schon machen, aber so.“ Achselzucken und mitleidiger Blick auf Mutter und Kind. Glücklicherweise hört ein Menschenfreund davon und sendet sofort einen ganzen Korb des edlen „Tokaiers“, und siehe da, die Rosen auf des Mädchens Wangen kehren langsam wieder, es wird gesund durch — Wein!

Noch unvergleichlich großartiger und überraschender ist die Wirkung gewisser Arzneien, deren Zusammensetzung leider nicht verraten wird. In dem Roman einer Dame, die unter dem Pseudonym Edhor schreibt, wird ein „Professor“ an das Krankenbett einer Gräfin berufen, die von ihrem Hausarzt bereits aufgegeben ist. Auch er schüttelt nach sorgfältiger Untersuchung zuerst bedenklich das Haupt. Auf einmal aber zieht er eine Phiolen aus der Tasche. „Wie viele Jahre zählt Ihre Frau Gemahlin, Herr Graf? Bitte rasch!“ — „18 Jahre.“ — Und 18 Tropfen läßt der Professor aus der Phiolen langsam in den silbernen Löffel fallen und gibt sie der Kranken ein, die er dann mit medizinischem Adlerblick



beobachtet. Und siehe — es ist, „als ob die Natur einen Ruf bekäme“, die Gesichtszüge verändern sich, und rasch ergreift der Professor eine Wolldecke und breitet sie über die Patientin aus. Der bekannte „wohlthätige Schweiß“ bricht hervor und — „Herr Graf, Ihre Frau Gemahlin ist gerettet.“ Der Hausarzt, der am anderen Morgen mehr zum Kondolenz- als zum Krankenbesuch erscheint, fällt natürlich auf den Rücken, da ihm der Umschwung der Situation gerade so unglaublich erscheint, wie wohl den meisten denkenden Lesern dieser sonderbaren Geschichte.

Doch kann man sich über diese und ähnliche Schilderungen der Romanschriftsteller wundern, wenn der größten einer, Paul Heyse, in einer seiner Meraner Novellen, die den Titel „Unheilbar“ führt, die Genesung zweier anscheinend Unheilbaren in der unwahrscheinlichsten bezw. unmöglichsten Weise ins Werk setzt? Der Hergang ist kurz folgender: Ein junges Mädchen, dem auf wiederholtes Drängen der Hausarzt die Unheilbarkeit ihres Lungenleidens zugestanden, wird nach Meran geschickt und lernt dort einen ebenso hoffnungslosen Leidensgenossen kennen und lieben. Der junge Mann, der ihr gleichfalls eine tiefe, aber unausgesprochene Neigung entgegenbringt, wird nun vom Typhus ergriffen. Das junge Mädchen pflegt ihn mit der größten Aufopferung; ihre Liebe und das Bewußtsein, am Ende des eigenen Lebens zu stehen, läßt sie allen bösen Zungen mutig trotzen, die ihr Tun als unpassend und skandalös zu brandmarken sich bemühen. Natürlich tritt auch hier die in Romanen nun einmal unentbehrliche „Krisis“ ein, welche aber wunderbarerweise nicht bloß die Macht des Typhus bricht, sondern das chronische Lungenleiden so günstig beeinflusst, daß der Arzt schon am Morgen nach der nächtlichen Krisis die baldige Heilung auch des Lungenleidens voraus sagt. Natürlich will jetzt die edelmütige Pflegerin ihr dem Tode geweihtes Los nicht an das des jetzt dem Leben Wiedergegebenen fetten; aber der Arzt, der den Geliebten so erfolgreich behandelt hat, untersucht auch sie, die wegen der völligen Hoffnungslosigkeit ihres Leidens bisher noch keinen Meraner Arzt zu Rate gezogen hat, und — erklärt sie für völlig gesund. Zweifelnd wendet sich die überraschte Dame brieflich an ihren Hausarzt, dessen



Antwort dann die verblüffende Aufklärung bringt. Das arme Mädchen war nämlich nach der Wiederverheiratung ihres Vaters aus Mangel eines eigentlichen Lebenszweckes in eine solche Apathie verfallen, daß sie auch körperlich mehr und mehr zurückging. Der erfahrene Hausarzt sah ein, daß nur die Verbringung in andere Umgebung das Mädchen retten könne, wußte aber recht gut, daß er dies nur erreichen konnte, wenn er ihr erklärte, daß das Leiden unheilbar und bald zum Tode führen würde. Denn nur bei dieser Annahme glaubte die hochherzige Tochter, die ihrem Vater nicht zur Last fallen wollte, sich berechtigt, ihr kleines mütterliches Erbteil in einem Badeorte aufzuzehren. Die List gelang; in Meran gab ihr die neue Umgebung, und besonders die Gewißheit, am Abend des Lebens zu stehen, den Mut, aus sich herauszutreten und die kleinlichen Bedenken des Alltagslebens abzustreifen; die Liebe und Sorge um den Geliebten brachte einen neuen Daseinszweck, ein Feld der Tätigkeit und damit Kraft und Gesundheit. Mit der endlichen Vereinigung der beiden Gesunden schließt die psychologisch außerordentlich fein durchgeführte Novelle.

Die Heilung der Heldin, deren Krankheit mehr auf seelischer als auf körperlicher Grundlage beruht, ist ja zweifellos auf dem vom Dichter gewählten Wege *d e n k b a r*, aber höchst unwahrscheinlich. Denn das hier angewandte Mittel ist ein so heroisches, daß es viel leichter den gegenteiligen Erfolg herbeiführen konnte. Das Bewußtsein, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, das der Hausarzt durch eine dem Mädchen übergebene Zeichnung der kranken Lungen zur absoluten subjektiven Gewißheit erhoben hatte, würde in neun von zehn Fällen bei einer ohnehin apathischen Dame zur völligen Verzweiflung oder zu tatenloser Resignation und damit zur Beschleunigung des schon begonnenen körperlichen Verfalls geführt haben. Jedenfalls war es eine Art psychischer Pferdekur, für die wohl kaum ein Arzt die Verantwortung übernehmen würde. Ein Poet kann das aber leichteren Herzens tun, denn weiter als die Grenzen der ärztlichen sind die der dichterischen Freiheit. Aber selbst diese werden arg überschritten bei der Schilderung der wunderbaren Genesung des Helden. Man denke: eine weit fortgeschrittene Lungen-



tuberkulose soll günstig beeinflusst worden sein durch das Hinzutreten eines Typhus, der erfahrungsgemäß schon vorher gesunde Athmungsorgane in Mitleidenschaft zieht. Denn der legitime Begleiter des Typhus ist der Bronchialkatarrh; befällt dieser nun gar eine tuberkulose Lunge, so kann doch nur eine Verschlimmerung des Leidens eintreten, ganz abgesehen davon, daß der mit dem typhösen Fieber notwendigerweise einhergehende Kräfteverfall schon allein die Tuberkulose in ungünstiger Weise beeinflussen muß. Und hier das gerade Gegenteil! „Es war mir zum Heil, es riß mich nach oben“ kann der Jüngling mit Schillers Taucher sagen, aber glauben kann's ihm kein Jünger Askulaps.

Es liegt uns fern, an die Erzeugnisse dichterischer Phantasie den strengen Maßstab zu legen, der nur für fachwissenschaftliche Werke berechtigt ist, aber wenn es wahr ist, daß der Roman ein Spiegelbild des Lebens sein soll, so darf er kein Zerrbild sein. Zum mindesten ist es nicht erlaubt, daß darin einige Dinge und Gestalten geradezu auf dem Kopfe stehen. Der Roman ist kein Märchen, in welchem die Naturgewalten lediglich von der Phantasie des Dichters bewegt werden, sondern ein Kunstwerk, für das in gleicher Weise die Gesetze der Wahrheit wie die der Schönheit Geltung haben.

### 3. Die Grenzen des Darstellbaren.

Noch verdient hier eine wichtige Frage eine Erörterung: Wie weit gehen die Grenzen des Darstellbaren?

Im allgemeinen soll der Dichter tunlichst das darstellen, was ästhetisch-gefällige Empfindungen in uns erregt.

So soll der Dichter es möglichst vermeiden, blutige, grausame Szenen darzustellen. Bei diesen überwiegt nämlich der Schauer jede andere Empfindung. Besonders ist das bei Darstellung von körperlichen Martern der Fall. Erinnerung sei nur an eine Hogarthsche Zeichnung, wo Knaben eine Katze auf die grausamste Weise quälen. Der Anblick ruft nur Ekel und Abscheu hervor. Diese Empfindungen stumpfen die ästhetischen völlig ab. Dasselbe Gefühl erwecken manche Szenen in amerikanischen Erzählungen, in denen Indianer eine Rolle spielen, und in französischen, besonders Sueschen